Herr Prof. von Raumer und die Deutsche Rechtschreibung : III.

Autor(en): **Bg.**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Pädagogischer Beobachter : Wochenblatt für Erziehung und Unterricht**

Band (Jahr): **5 (1879)**

Heft 50

PDF erstellt am: **01.06.2024**

Persistenter Link: https://doi.org/10.5169/seals-239855

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

16 Hrn. Eduard Furrer, Pfarrer, Elsau.

Pädagogischer Beobachter.

Wochenblatt für Erziehung und Unterricht.

Herausgegeben von einem Konsortium der zürcherischen Lehrerschaft.

Neue Folge. V. Jahrgang. ZÜRICH, den 12. Dezember 1879. Nro. 50.

Der „Pädagogische Beobachter" erscheint jeden Freitag. — Einsendungen sind an die Redaktion, Inserate an die Expedition zu adressiren.
Abonnementspreis franco durch die ganze Schweiz: jährlich Fr. 4. —, halbjährlich Fr. 2. 20.
Inseratgebühr: 15 Cts. (12 Pfg.) die dreigespaltene Petitzeile oder deren Raum.

Herr Prof. von Raumer und die Deutsche Rechtschreibung.

Ein Beitrag zur Herstellung einer orthographischen Einigung.

III.

Vom logischen und historischen Standpunkt aus hat also das historische Prinzip keine Existenzberechtigung. Betrachten wir nun seine praktische Seite.

Man glaubt insgemein, die historische Schreibung sei diejenige, welche beim gewohnten Alten bleiben wolle, weshalb die «Herren vom Schlendriane» sich mit Vorliebe zu den Historikern schlagen. Die Historiker schreiben aber vor — ich zitire aus Schleicher —: flieder gefider, diene bine, blies lis, siede fride, lieb schrib, fliegen ligen, schieben siben, liecht nicht, lied mid, kiel viel; tahn, trähne, son, anen, bare, ere, gewer, sele, tun, jar, wifsen, efsen, wafser u. s. w. Dies sind doch bedeutende Neuerungen, und nicht minder bedeutend sind die Schwierigkeiten, die damit verbunden sind. Das Ohr und die Dialekte könnten uns schon Anhaltspunkte geben für das unorganische *e*, das verschwinden soll und das zu erhaltende stammhafte *e* (vgl. l*iä*bä, s*i*bä). Aber dessenungeachtet wird das orthographische Schreiben durch diese Vorschläge Millionen von Deutsch-Schreibenden auf eine ganz bedenkliche Art erschwert, ja fast unmöglich gemacht. Dazu kommt noch, dass die historische Form in keinem einzigen Falle einfacher ist, als die phonetische, in gar vielen Fällen aber komplizirter, weil sie stumme Buchstaben duldet. Nun sagen wir: Warum die Schrift plumper machen und das Schreiben erschweren, wenn doch die Sprache immer einfacher und handlicher wird? Wozu der althergebrachten Orthographie noch den historisch-etymologischen Hemmschuh anlegen, heutzutage, wo die Langsamkeit des Schreibens neben dem Flug der Gedanken so lebhaft empfunden wird, dass die Stenographie schon in die Schulen Eingang gefunden hat! Warum die Schule zwingen, über der Rechtschreibung, einer blossen Formensache, mehr Zeit zu verlieren, als durchaus nothwendig ist? Warum nicht in bewusster, konsequenter Weise allmälich der zwar immer noch langsamen phonetischen Schrift zusteuern?

Die historische Orthographie ist aber nicht nur theoretisch unberechtigt und praktisch verwerflich; auch das etymologische Interesse, das ihr einen gewissen Nimbus zu verleihen scheint, ist illusorisch.

Was für ein etymologisches Interesse hat z. B. die historische Form «allmä*h*lich» für den Kaufmann, den Schriftsteller, den Zeitungsschreiber und Romanleser? Keines. — Braucht der Laie nur *fing* mit *e* zu schreiben und weiss er dann schon, dass dieses *e* der verflüchtigte, ursprüngliche Stammvokal *a* ist? Nein. — Schreiben wir die stummen Buchstaben noch, damit der Lehrer an diesen lautlosen Zeugen einstigen Lebens etymologische Betrachtungen anstellen könne? Kaum. Denn wenn er den Zusammenhang zwischen *allmälich*, *gemächlich* und *machen* darthun will, verhindert ihn nichts, die *veraltete* Schreibung von «allmälich» zu erwähnen; es ist dann nebenbei gerade noch die Thatsache illustrirt, dass die Wörter lautlich und formell sich vereinfachen. Hat die historische Form vielleicht für den Fachmann mehr Interesse? Nicht einmal dies. Der Etymologe hat seine stille Freude nicht bloss an denjenigen Wörtern, die ihren Stammbaum auf offener Stirne tragen, sonst hätte er, auf Grund des historischen Prinzipes, sicherlich schon längst verlangt, dass wir *hross, hrabe, hlaut, hneigen, wringen, eimber, Walther, Wernher, wirdig, eräugnen, liecht, drittel* u. s. w. schrieben. Aber er weiss ohne historische Schreibung, dass *rabe* = *hrabe* = *harb*-e = lat. *corv*-us, *ross* = *hros* = engl. *horse, ritzen* = *writzen* = engl. *write* ist. Die abgefallenen organischen Elemente sind zu ihrer Lebzeit inventarisirt worden, es ist somit auch die Etymologie gewahrt; und die Sprachwissenschaft hat durchaus kein Interesse daran, die Schrift des täglichen Verkehrs durch solche Anhängsel zu belästigen.

Auch in der Sprache sollen die Todten ruhen. Das stumme Zeichen ist ein dürrer Ast am grünen Baum; es entstellt das Wort und hindert den Schreiber. Nur für den historischen Philologen ist die reduzirte phonetische Form der letzte grüne Zweig eines einst reichlich blühenden Baumes; nur für ihn hat z. B. *ampaht* = *ant* + *baht* = *ent* + *Rücken* (engl. back) mehr Interesse als die moderne Form, insofern durch *ampaht* die Pflicht desjenigen bezeichnet wird, der mit dem *Rücken gegen* mich steht, mich unterstützt; nur für ihn ist die neue Form *amt* ein nichtssagender Krüppel. Aber die Bedeutung leidet nicht unter dem Verfall; «die neuentstandene oder entstehende Lautform erfüllt jeweilen mindestens ebenso geschickt oder geschickter den Dienst ihrer historischen Vorgängerin.» In der lebenden Sprache ist *amt* keine verkümmerte, vom Aussterben bedrohte Form, sondern ein lebenskräftiger Stammvater an der Spitze einer zahlreichen Familie: *amten, amtiren, amtei, amtlich, amtmann, amtstube, amtsbruder* u. s. f.

Unsere Ansicht geht also dahin, dass die historische Schreibung weder vom logischen, noch vom praktischen, noch vom etymologischen Standpunkt aus empfohlen werden kann. Sie ist einzig verwendbar, wo es sich um Feststellung von Schwankungen handelt, wie wir oben gesehen haben bei *echt ächt, Witwe Wittwe* u. s. w.

Der historischen Schreibweise gegenüber steht die phonetische, diejenige, welche nie mehr und nie weniger

sein will, als das, was die Schrift immer sein soll: der sehbare Abdruck der gesprochenen Sprache. Sie ist jeweilen die einfachste Form des lautbaren Wortes und macht dem Nichtgelehrten das Schreiben nicht schwerer als das Sprechen. Sie nimmt so wenig Rücksicht auf verschwundene Laute als die gesprochene Sprache; dem Sklaven, der an seinen Fesseln schon so schwer trägt, dass er nur mit Mühe nachfolgen kann, muthet niemand zu, noch allerhand abgenutztes Zeug nachzuschleppen, das der Herr selber weggeworfen hat. — Zwischen dem i-Laut in *fliegen lieb* und *ligen schrib* besteht, glaube ich, ein Unterschied. Dieser möge bezeichnet werden, wie die Historiker es wünschen, aber nur nicht auf historischer, sondern phonetischer Grundlage. So liesse sich nöthigenfalls auch das *ie* in *gieng* etc. erhalten, da das *i* hier auch den geschlossenen Laut hat, sonst aber in der Endung *ing* den offenen. Was die Historiker Vernünftiges wollen, werden sie auf Grund der Aussprache weit eher erreichen.

Ich bin es der phonetischen Schrift schuldig, hier eine längere Stelle aus Max Müller's Science of Language (7 ed. II, 108) zu übersetzen. Sie zeigt, was dieser grosse Sprachgelehrte selber vom phonetischen Prinzipe hält, und lässt auch zwischen den Zeilen lesen, wie wenig eine Reihe der aufgeklärtesten Engländer von ihrer historischen Schreibweise erbaut sind.

«Ich darf hier, heisst es an der betreffenden Stelle, die werthvollen Dienste derjenigen nicht unberührt lassen, die beinahe 20 Jahre lang in England bemüht gewesen sind, die Resultate der wissenschaftlichen Forschungen praktisch zu verwerthen durch Erfindung und Verbreitung eines neuen Systems der «Kurzschrift und wahren Rechtschreibung», das am besten unter dem Namen der phonetischen Reform bekannt ist. Ich bin weit davon entfernt, die Schwierigkeiten, die einer solchen Reform im Wege stehen, zu unterschätzen und nicht so sanguinisch, dass ich die Hoffnung hegen kann, sie werde während der kommenden drei oder vier Generationen durchgeführt. Aber ich bin überzeugt von der Wahrheit und Vernünftigkeit der Grundsätze, auf denen die Reform beruht, und da die angeborne Achtung für Wahrheit und Vernunft, wie latent und schüchtern sie zu Zeiten auch sein möge, sich am Ende doch immer unbesiegbar erwiesen und das Volk befähigt hat, sich von allem zu trennen, was ihm lieb und heilig gewesen, von Korngesetzen, Stuart'schen Dynastien, päbstlichen Gesandten und Götzenbildern, so zweifle ich nicht, dass die veraltete und verdorbene Orthographie diesen folgen wird. Völker haben vor uns ihr Zahlensystem, ihre Buchstaben, ihre Zeitrechnung, ihre Maasse und Gewichte geändert, und obschon vielleicht Herr Pitman die Resultate seiner beharrlichen und uneigennützigen Bemühungen nicht selber erleben mag, so braucht es doch keinen prophetischen Blick, zu sehen, dass dasjenige, was jetzt viele belächeln, zuletzt durchdringen wird, es wäre denn, dass ganz andere Beweisgründe als bisher gegen die «fonetische Ortografie» in Bewegung gesetzt würden. Diejenige Einwendung, von der anzunehmen wäre, sie hätte beim Philologen grosses Gewicht, nämlich die der Verdunkelung des etymologischen Baues der Wörter, kann ich nicht für beunruhigend halten. Die Aussprache verändert sich nach bestimmten Gesetzen; die Orthographie hat sich auf die willkürlichste Weise geändert. Wenn daher unsere Orthographie strikte und konsequent der Aussprache folgte, so wäre dies für die Etymologen wirklich von grösserem Nutzen, als die gegenwärtige unbestimmte und unwissenschaftliche Art des Schreibens.»

Auf die Frage des «Zankapfels ß» können wir hier nicht eintreten. Der landläufige Gebrauch setzt — zwar ohne Berechtigung — ß nach langem, ſſ nach kurzem Vokal (Füße Flüſſe); die Philologen schreiben und fordern ß, wo im entsprechenden niederdeutschen (got., engl., holl.) Wort ein *t* steht (Füße Flüße wißen eßen — Klaſſe Intereſſe).

Praktische Schlussbetrachtung. Um die eigene Fahrlässigkeit zu entschuldigen, sagt man gerne: So lange die Fachmänner nicht einig sind, braucht sich die Schule, der Einzelne, um eine konsequente Orthographie noch nicht zu kümmern. Diese Entschuldigung mag angehen, wo die Schreibung wirklich unentschieden ist. Aber wo die Autoritäten vollständig, oder der Mehrheit nach, übereinstimmen, da ist es unsere Pflicht, Folge zu leisten. Solche Fälle, wo die Einigung längst stattgefunden hat, die Schule aber noch lange nicht allgemein nachgekommen ist, sind z. B.

1. *Witwe* mit einfachem t, aus dem lat. vidua, ahd. witua wituwa witewa, mhd. witewe witwe. (Grimm, Weigand, Raumer, Andresen; — Sanders *tt.*)
2. *Brot* mit t, wie mhd. und ahd. (Grimm, Weigand, Raumer, Andresen; — Sanders *t* oder *d.*)
3. *wol* ohne h, ahd. wola, mhd. wol (Grimm, Weigand, Raumer, Andresen; — Sanders *h.*)
4. *mis-*, die Vorsilbe, nicht *miss*: ahd. missi, mhd. misse, älteres nhd. allgemein *mis.* (Grimm, Weigand, Raumer, Andresen; — Sanders ss.)
5. *-nis,* die Endsilbe, Plural: nisse, wie Freundi*n*, Freundi*nn*en. (Grimm, Weigand, Raumer, Andresen, sogar Sanders.)
6. *Karwoche*, *Karfreitag*, *Kurfürst* mit K, da *deutsche* Wörter nie mit *ch* anlauten. (Grimm, Weigand, Raumer, Andresen, Sanders.)
7. *k,* bez. *z,* für *c* in Fremdwörtern; konsequent verlangt und durchgeführt wird dies von Andresen, Paul Eisen und Sachs; blos *k* aber nicht *z* setzen Raumer und Sanders; *k* und *z* werden grundsätzlich als richtig erklärt, aber nicht konsequent verwendet von Grimm und Weigand.

Wer muthig ist, dürfte jetzt schon weiter gehen und neuen Vereinfachungen den Weg bahnen. Die Verdienste solcher Bahnbrecher sind nicht zu unterschätzen: die grosse Menge wird mit den neuen Formen bekannt, gewöhnt das Auge daran und folgt langsam nach. Zu diesem Zwecke wäre z. B. den Pionieren — warum auch nicht allen Lehrern?! — zu empfehlen: *t* für deutsches *th* in allen Wörtern. Schon vor 25 Jahren hat J. Grimm gesagt: «*th* ist überall falsch in hochdeutschen wörtern und das niederdeutsche, englische, hat ganz andern grund. Man muss also *tal teil tor tat* schreiben, so gut wie *tag teig toll taugt tugend,* und nicht anders in- und auslautend *mut rat wut* gerade wie *gebet blut.*» Hierin gehen Historiker und Phonetiker einig, und Paul Eisen hält es für ein nicht hoch genug anzuschlagendes Verdienst der Orthographischen Konferenz, «dass sie dieses unvernünftige *th* in allen Deutschen Wörtern erbarmungslos getilgt hat.»

In der Berliner Konferenz ist der Wegfall dieses *h* mit 13 Stimmen gegen eine beschlossen worden. — Ebenso nothwendig wäre es, dass man anfinge, die Leser an das Befremdliche der Formen tot und töten zu gewöhnen. Raumer bezeichnet die heutige Schreibung (todt) als einen der schlimmsten Zöpfe der bisherigen Orthographie, historisch und phonetisch unsinnig, weil die alt- und mittelhd. Form *tôt* ist und das *o* lang gesprochen wird. Die Konferenz, welche auch hier die richtige Form mit 13 Stimmen gegen eine aufgenommen, that dies um so bereitwilliger, als Platen und Gustav Freytag damit in ihren Werken Bahn gebrochen haben.

Wenn wir's einstweilen so weit brächten, dass eine solche Reihe zum grösten Theile entschiedener Punkte verlangt und erreicht würde in unsern Schulen, ferner in unsern neuen Lehrmitteln und Jugendschriften, sowie in den neuen Auflagen der alten Lehrmittel aller Schulstufen, vielleicht auch noch in unsern Zeitungen, so wäre eine

solche Errungenschaft zwar nur ein Tropfen in's Meer, aber es wäre immerhin ein Schritt zu grösserer Gleichmässigkeit in der deutschen Rechtschreibung. Und wer ein Ziel erreichen will, darf nicht versäumen, Schritte zu thun; jeder Schritt bringt uns dem Ziele näher. Es wende niemand ein: Entweder alles ändern oder nichts!

Die einmalige Einführung der phonetischen Schrift ist so wenig zu empfehlen, als die der historischen. Wenn wir uns vergegenwärtigen, was für Neuerungen — von den Schwierigkeiten gar nicht zu sprechen — die konsequente Durchführung eines Systemes hervorruft — historisch: Was eret ir die Toten? phonetisch: Was eret ir di(e) Toten? —, so müssen wir uns gestehen, dass von einer radikalen Orthographie-Reform wenig zu erwarten ist. Auf bittere Erfahrungen gestützt, hat Jakob Grimm gegen das Ende seines Lebens geschrieben:

«Fast jederzeit haben mässige und allmälich vorgebrachte reformen eingang, überspannte abwehr gefunden.» Bg.

Auszug aus dem Protokoll des zürcher. Erziehungsrathes.

(Seit 1. Dezember 1879.)

187. Gestützt auf die Schulrechnungen pro 1878 werden die Unterstützungen an die Defizite dürftigerer Schulgemeinden, sowie die Staatsbeiträge an die Leistungen der Gemeinden für an arme Schulkinder verabreichte Lehrmittel und aus eigenen Kräften vorgenommene Schulfondsäufnung festgesetzt. Der Gesammtbetrag dieser Beiträge ergibt sich aus nachfolgender Zusammenstellung:

	Beiträge in Frs. an			
	Kassadefizite	Lehrmittel.	Schulfonds.	Total.
Zürich	1560	1255	30	2845
Affoltern	1320	40	—	1360
Horgen	780	515	—	1295
Meilen	610	365	—	975
Hinweil	2790	455	190	3435
Uster	2030	190	50	2270
Pfäffikon	1550	165	190	1905
Winterthur	1970	1325	340	3635
Andelfingen	740	155	—	895
Bülach	990	285	—	1275
Dielsdorf	170	385	50	605
	14510	5135	850	20495

188. Die Bezirksschulpflegen werden darauf aufmerksam gemacht, dass bei Rekursfällen von Privaten die Kosten für Lokalbesichtigung den streitenden Parteien aufzulegen und auch für die bezüglichen Ausfertigungen die gesetzlichen Schreibgebühren zu verrechnen sind.

189. Der Bezirksschulpflege Zürich wird behufs Vornahme einer Inspektion der Arbeitsschulen durch eine Anzahl Arbeitslehrerinnen ein Kredit von 100—150 Fr. eröffnet.

190. Es erhalten zwei Primarlehrer die Bewilligung zur Benutzung von Freiplätzen an der Musikschule.

Kurze Antworten auf die Berichtigung in Nr. 48 und die Erklärung in Nr. 49 unsers Blattes: a) an Herrn Schulpräsident Hirzel und b) an die Hauptlehrerschaft des Lehrerinnenseminars in Zürich.

a) 1. Irren ist menschlich. Wir werden uns unverholen freuen, wenn unsere Befürchtungen betreffend die Gestaltung der Lehrerinnenbildung sich im weitern Verfolg als Irrthümer herausstellen.

2. Der Hinweis auf die Besprechung des Herrn Erziehungsdirektors mit dem Herrn Mathematiklehrer am Seminar Küsnacht sollte wol dessen Zustimmung zur Minderung der mathematischen Ziele andeuten. Nun enthielt aber diese Besprechung durchaus nicht etwa ein Markten um das mathematische Zumaass überhaupt, sondern bloss eine Vereinbarung darüber, welcher Abstrich für die jetzige oberste Klasse auch in Küsnacht infolge andauernder Krankheit des Mathematiklehrers zu machen sei gerade zur Zeit, da das Lehrerinnenseminar Zürich um Stoffermässigung eingekommen sei. Unter so bewandten momentanen Umständen erschien eine gleiche Stoffbegrenzung für da wie dort angezeigt.

3. Eine „Sonderbarkeit" des Berichts, den wir über die Verhandlungen der Stadtschulpflege Zürich erhalten, wird von mehrfacher Seite bestritten und unsere Darstellung als den Berichten entsprechend bezeichnet.

4. Dass der kantonale Erziehungsrath von einer Verpflichtung für 10jährige Forterhaltung der nichtstaatlichen Lehrerinnenseminare redet, bestätigt vollständig unsere erhobenen Bedenken über eine Sonderbegünstigung dieser Anstalten gegenüber dem Staatsseminar.

5. Die in unserm republikanischen Staatsleben so häufig vorkommende Sichselbst-Ueberordnung haben wir als solche gar nicht besprochen, sondern speziell die Schwierigkeit dieser Stellung angedeutet bei der Inhaberschaft des Schulregiments einer Hauptstadt, die nahezu den 10. Theil des ganzen staatlichen Volksschulwesens sammt bedeutsamen nicht staatlichen, aber vom Staate subventionirten Schulanstalten in sich fasst. Eine so bedeutende „Herbigkeit" trauen wir dem Erziehungsrath, bei aller Hochachtung für denselben, nicht zu, dass nicht einzelne rührige Mitglieder zu bedeutendem, vielfach bestimmendem Einfluss sollten gelangen können.

b) 1. Das Lehrerinnenseminar Zürich will „gegenüber der einseitig mathematischen Richtung dem Grundsatz einer zweckmässigern Ausrüstung Geltung verschaffen". Zweifelsohne kann man über jene Einseitigkait und diese Zweckmässigkeit in guter Treue schon a priori, sowie auf Erfahrung sich stützend, ungleicher Ansicht sein. Erfahrungsgemäss ist in Küsnacht bewiesen, dass die Töchter, wenn sie den Gesammtunterricht mit und neben den Jünglingen geniessen, unter jener Einseitigkeit nicht mehr oder so wenig leiden, als diese. Sind die Erfahrungen am reinen Lehrerinnenseminar in Zürich andere?

2. „Für den Primarunterricht ist Manches (im bisher frequentirten Gebiet der Mathematik) nicht wesentlich nothwendig." Wenn nur die Begrenzung nicht eine so ungemein elastische wäre! Wollen wir sie z. B. recht eng ziehen, so sehen wir nicht ein, warum wir als Seminaristen vor 35 Jahren schon das von Primarlehrern in ihrem Unterricht nie verwerthbare Bestimmen der Quadratwurzel üben mussten.

3. Ob eine wesentliche Minderleistung im Rayon der Mathematik eine „Erleichterung" sei, darüber ist wol jedes Gerede überflüssig. Dass wir aber die jetzige Hauptlehrerschaft des Seminars Zürich je der Bequemlichkeit zeihen wollten, das uns vorzuwerfen mag wol in der „Erklärung" selbst nicht ernst gemeint sein. Haben wir doch unser „Aufsehen" weniger auf heute als mehr auf das Morgen gerichtet! Ist eine künftige Minderbesoldung der Lehrerinnen aus dem Programm gestrichen? Wer aber wollte je so barbarisch sein, von dem schwächern Geschlecht den gleichen Einsatz für eine niederere Rente zu fordern?

4. Gegenwärtig freilich wird eine Erleichterung „im Interesse einer der künftigen Lebensaufgabe angemesseneren Ausbildung verlangt". Unser striktes Verlangen hinwieder geht dahin, dass die Lebensaufgabe für Lehrerinnen und Lehrer dieselbe sei. Daraus schliessen wir freilich auch auf das eine und selbe Anmaass für die Ausbildung zurück. Die Frage über die Art oder die Höhe der Gleichstellung dieses Maasses wird eine diskutirbare sein, und die Diskussion mag sich selbstverständlich auch auf die gleichmässige Ausbildung aller Geisteskräfte" und auf „die Hintansetzung der deutschen Sprache" beziehen. „Raum zu freigewählten Studien" kann wol erst die Nachseminarzeit bieten, — so lange nicht die Hochschule an das Seminar getauscht wird.

5. Folgerichtig fordert das Lehrerinnenseminar Zürich zur Lösung der „ungleichen Aufgabe" eine ungleiche „Bildung". Es „betrachtet die Ausbildung künftiger Lehrer und diejenige künftiger Lehrerinnen als zwei verschiedene Aufgaben." Wir danken für diese offene Darlegung. Aber hier ist eine Verständigung niemals möglich! Denn wir sind nun einmal eben so versessen für die Auffassung einer und derselben Aufgabe zu einer und derselben Ausbildung. Welchen Sinn sollte andernfalls noch eine „gemeinsame Prüfungskommission" haben?

6. Die „Erklärung" thut sich nicht wenig zu Gute über das Ergebniss der Patentprüfung, welche 1879 zum erstenmal Töchter aus dem Seminar Zürich bestanden. Beim Blosslegen dieser Genugthuung war wol die Aeusserung der betheiligten Experten bei jener Prüfung vergessen: dass Zürich kaum je wieder so tüchtige Aspirantinnen stellen werde, indem diese Erstlingsklasse ausnahmsweise fast durchweg etwas ältere Töchter mit vorragenden Anlagen für den Lehrberuf in sich geschlossen habe.

Am Seminar Küsnacht ist das „geometrische Zeichnen" schon